

Zeitschrift: Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins
Herausgeber: Deutschschweizerischer Sprachverein
Band: 14 (1930)
Heft: 3-4

Artikel: Geistliches Verhandlungsdeutsch : ein Briefwechsel zwischen löblichen Vororten Schweizerischer Eidgenossenschaft
Autor: Blocher, Eduard / Fischer, K.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-419672>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 01.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Stück & Cie., Bern.

An unsere Mitglieder.

Herzlichen Dank den Mitgliedern, die ihren ordentlichen Jahresbeitrag schon bezahlt, und besondern Dank denen, die noch einen freiwilligen beigefügt haben! Es hat uns sehr gefreut, daß diese freiwilligen Beiträge nicht zurückgegangen, sondern eher gestiegen sind und uns den Ausfall decken helfen, den wir durch den Tod eines je-weilen reichlich zahlenden Mitgliedes erlitten haben. Wer noch nicht bezahlt hat, ist dringend ersucht, es bald zu tun und so dem Rechnungsführer besondere (und langweilige) Arbeit zu ersparen. (Geschäftskasse des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht [Zürich], Postcheckrechnung VIII. 390; 5 Franken ohne und 7 Franken mit Zeitschrift „Muttersprache“. Mitglieder des Zweigvereins Bern zahlen an den Verein für deutsche Sprache Bern, Postcheckrechnung III. 3814, je 2 Franken mehr.)

Der Ausschuß.

Zum 70. Geburtstag Dr. Streichers.

Am 24. Hornung 1930 hat Herr Dr. Oskar Streicher in Berlin, der Herausgeber der „Muttersprache“, der Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins, seinen siebenzigsten Geburtstag gefeiert. Wir wissen nicht, seit wann er schon die Zeitschrift leitet, aber seit es einen Deutschschweizerischen Sprachverein gibt, dessen ursprüngliches Bindemittel ja diese Zeitschrift war, steht er an ihrer Spitze und hat also einigen von uns schon 25 Jahre den Sinn für Reinheit, Richtigkeit und Schönheit unserer lieben deutschen Muttersprache pflegen helfen und hilft den meisten von uns immer noch. Dabei hat er sich immer bemüht, die besondere Lage der deutschen Schweiz zu verstehen, die aus der Ferne ja nicht leicht zu verstehen ist. Wir danken dem rüstigen Siebziger für alles, was er auch uns schon gegeben, und senden ihm zu seinem Geburtstag nachträglich unsern herzlichsten Glückwunsch.

Geistliches Verhandlungsdeutsch.

Ein Briefwechsel zwischen löblichen Bororten Schweizerischer Eidgenossenschaft.

Herrn Dr. Kaspar Fischer, Bern.

Sehr geehrter Herr Doktor,

An der Jahresversammlung des Sprachvereins in Zug haben Sie die Absicht geäußert, dem Deutsch und den Sprachgewohnheiten unsrer Pfarrer (Sie dachten dabei zunächst wohl an die protestantischen) einige Aufmerksamkeit zuzuwenden. Sie baten uns damals um Mitteilun-

gen über den Gegenstand. Sie wollten unter anderm gern wissen, ob die Pfarrer bei ihren amtlichen Zusammenkünften und Verhandlungen Schriftdeutsch oder Schweizerdeutsch sprechen, und wie sie das eine oder das andere sprechen. Ich habe nun seither Gelegenheit gehabt, im Kanton Zürich darüber einige Wahrnehmungen zu machen. Es soll mich freuen, wenn Sie damit etwas anfangen können.

Im Kanton Zürich bilden die sämtlichen reformierten Geistlichen jedes Bezirkes ein Kapitel unter dem Vorsitz eines Defans und versammeln sich so von Amts wegen wenigstens zweimal im Jahr zur Behandlung kirchlicher Fragen. Außerdem versammeln sie sich noch gelegentlich außeramtlich als Pfarrverein oder Pastoralgesellschaft ihres Bezirkes, meist um eine theologische oder praktische Angelegenheit zu besprechen. Alle Pfarrer des ganzen Kantons bilden zusammen den kantonalen Pfarrverein, der jährlich 1- oder 2mal in Zürich zusammenkommt. Früher — bis etwa 1918 — war die Verhandlungssprache in der Regel die schriftdeutsche. Nachher kam, ohne Beschluß oder gar Verordnung, ein neuer Brauch auf, nämlich der Versuch, nicht mehr in Schriftdeutsch zu verhandeln. Durchgeführt wird er freilich nur unvollständig, schon deswegen, weil als Vortragende oder Berichterstatter zuweilen Gelehrte aus Deutschland zugezogen werden, deren Vortrag man in ihrer Gegenwart nicht wohl anders als schriftdeutsch besprechen darf. Auch das zeigte sich oft, daß einer etwas — natürlich Schriftdeutsches — vorzulesen hatte, etwa einen Kassenbericht, ein amtliches Schreiben, und von da an beim Schriftdeutschen blieb, obschon er anders begonnen hatte. Umgekehrt kam es vor, daß die Verhandlungen schriftdeutsch angefangen wurden, bis einer davon abging, dem dann alle folgten. Die immer schriftlich vorbereiteten eigentlichen Vorträge wurden dagegen niemals anders als schriftdeutsch gesprochen.

Es fällt Ihnen vielleicht auf, daß ich noch nichts von Mundart oder Schweizerdeutsch gesagt habe. Das hat seinen guten Grund, und damit komme ich auf die Hauptsache. Es hat sich nämlich gezeigt, daß kein einziger von den vielen Rednern, die ich bei solchen Gelegenheiten gehört habe, wirkliche schweizerdeutsche Mundart sprach. Viele wollten es, aber sie konnten es nicht, weil unsre Mundart nur für die Bedürfnisse des Alltags, des Gespräches ausgebildet ist, nicht für die Behandlung wissenschaftlicher und ähnlicher Dinge, nicht für zusammenhängende Gedankengebilde, nicht für amtliche, ja nicht einmal für Vereinsangelegenheiten. Befassen wir uns mit der-

gleichen Dingen, so denken wir im Stile der Bücher, die wir lesen, der Satzungen, Verordnungen und Protokolle, die wir hören; wir übersetzen dann, — unvorbereitet — indem wir einfach den hochdeutschen Wörtern ihre mundartliche Lautform zu geben suchen. Der Satz bleibt hochdeutsch gedacht und die Wörter überaus häufig wenigstens halb hochdeutsch, sowohl in der Auswahl wie in der Bildung und in der Lautform.

Einige Beispiele aus meiner Sammlung mögen das zeigen. Wörter wie Besütigung, Rächtsprächig, das Verlange nach Höherem, neugürrig, das Vorgähe, solchi, allzufärrn, gelange, aabiträffe, spräche, folgedermaße gehören ebenso wenig unserer Mundart an, wie die hundert Ausdrücke aus dem öffentlichen Leben und aus der Büchersprache, die bei der Behandlung öffentlicher oder wissenschaftlicher Dinge gebraucht werden müssen. Ebenfalls nicht mundartlich ist die Lautform, wenn einer sagt: gfühl, i ha s'Gfühl, scho länggt (statt scht), gelange oder gilange (glange), gewine (gwünne), gibunde (bbunde), die Aagilägeheit (-glägeheit), die letzteri (letschteri). Solche Mischformen kehren bei den Verhandlungen in großer Zahl wieder. Ebenso Fügungen, Wendungen und Satzbildungen, die der Mundart fremd sind, besonders Relativsätze mit där, die, das (Strömige, mit dene mer rächne müend), das adjektivisch gebrauchte diser, dis, dises (disi bisondere Sägnunge Gottes), allerlei Genetive und Affusative wie der Wunsch siner Eltere, s'Aadänke sines Vatters, das isch mînes Wüssens nie in Erwägig zoge worde, Nebensätze, die mit wobî, wozue, damit, indem eingeleitet werden.

Aus all dem gehen dann Sätze hervor wie die folgenden:

Mer sind aber dänn zum Schluss gilangt, Ihne z'bi-aantrate, Si möchtid sich diser Aagelägeheit aanäh und de Chillerat möchti die disbezüglichi Aaregig zum Bischluss erhebe.

De Verein hät darufhin den Aatrag zum sînge gmacht u häd en Usschuss gwählt; Präsident dises Usschusses isch der Sprächedi.

Wänn mir dänn sälbstcht quasi e solchi Serie von Vorträge veraanstalte würde, wobî Dozente und eventuell au von uswärts zuegizogeni Gilehrti über dises Thema spräche werde . . .

Das Schrübe der Unterkommission lütet nun folgendermaße . . .

Das müesst, damit me nid allzu rasch i das unerwünschti Fahrwasser ine girate würd, schon us des Gründe gebilliget werde, will de Fall nüd so eifach lît, wie die entsprächedi Wîsig aaznäh schînt.

Diejenige, die bereits scho öppis devo wüssed, werdet dises Vorgähhe reschtlos billige, und mînes Erachtens isch die Sach hiermit zugunschte vo de Gmeinde erlediget. Das wär hiermit das mit Spannung erwarteti Ergäbnis.

Di Aawäsede werdet das schon längst als en Mangel empfunde ha, und vo Site der meischte Chilepfläge liged ähnlichi Üsserige vor: überall hät me mit de letztere sehr begrüeswertu Erfährige gmacht. So fühl sich denn der Vorstand gibunde . . .

Der Werdigang (!) vo dise Besträßige zeigt ufs dütlichschti, wohin derartig Tendenza führed.

Ich halte diese nicht sehr schöne Verhandlungssprache, die Mundart sein will, es aber nicht ist, die überhaupt keine Sprache ist, denn sie lebt nirgends und gilt nirgends und ist ein Not- und Flicklauderwelsch ohne Kraft und eigene Art, für unvermeidlich, wenn man nicht schriftdeutsch sprechen will. Denn nur einem sprachlich besonders begabten Kenner und Redekünstler wäre es möglich,

über die hier in Frage kommenden Gegenstände sich in unserer Mundart auszudrücken, in wirklichem Schweizerdeutsch, und auch ihm nur nach sorgfältiger Vorbereitung, nicht im Drange öffentlicher Wechselrede. Solche beneidenswerte Ausdrucksturner gibt es, — ich denke am ehesten etwa im Kanton Bern — und es ist ein Genuß, ihnen zuzuhören. Aber sie sind selten und lassen sich auch nicht durch Aufzucht vermehren. Nun wäre es ja an sich nicht so wichtig, ob die Verhandlungen eines Pfarrvereins in einer schönen oder in einer stillosen Form verlaufen. Aber hier steht etwas Wichtiges auf dem Spiele: die Zukunft unserer schweizerdeutschen Mundarten. Durch den Gebrauch verdorbener Mischsprache, wie ich sie beschrieben habe, geht die Mundart sehr rascher Verderbnis entgegen. Wollen wir sie erhalten, so dürfen wir sie nicht für Dinge mißbrauchen, zu deren mundartlicher Behandlung unsere Kräfte nicht ausreichen. Im Lauf des neunzehnten Jahrhunderts ist man im richtigen Gefühl für das Mögliche schrittweise zur schriftdeutschen Verhandlungssprache übergegangen. Es ist ein für unsere liebe Heimatsprache verhängnisvoller Rückschritt, wenn man davon wieder abgehen will. Und die Verhandlungen selbst könnten an Würde und Kraft nur gewinnen, wenn sie in einer lebendigen und sauberen Sprache — Mundart, wo es einer einmal wirklich könnte, Schriftdeutsch in allen andern Fällen — geführt würden, statt in einer häßlichen Unsprache.

Sie wohnen in Bern; vielleicht haben Sie dort andere Eindrücke bekommen. Aus Zürich konnte ich Ihnen nur berichten, was ich hier beobachtet habe.

Mit vorzüglicher Hochachtung Ihr

Eduard Blocher.

Bern, den 27. Februar 1930.

Herrn Pfarrer Blocher, Zürich.

Sehr geehrter Herr Pfarrer,

Ich komme übrigens zur Ueberzeugung, daß diese von mir angeregte Arbeit nur ein Pfarrer und zwar einer mit reinem und aufrichtigem Sprachgewissen leisten kann. Nur ein Pfarrer hat genügend Gelegenheit, die nötigen Beobachtungen zu dieser Arbeit zu machen. Namentlich für die Beobachtung der mundartlichen Unterweisungssprache müßte unsereiner als Eindringling auftreten.

Bei uns in Bern ist diese Sprache gewiß ebenso scheidig (tschägget) geflickt, ähnlich wie unser „Großratsdeutsch“. Es ist ein kindlicher Selbstbetrug, zu meinen, man mache sich mit diesem Sprachmischmasch den Hörern verständlicher, und man diene der Sache besser, die man vorträgt.

Verderblicher als unter Erwachsenen wirkt der Gebrauch dieser unbeholfenen Aushilfssprache bei den Unterweisungskindern, für die es von großem Nutzen wäre, mit einer einfachen, richtigen Schriftsprache bedient zu werden, statt mit der stelzbeinigen Mundart eines Pfarrers, der höchst wahrscheinlich nicht aus ihrem Orte stammt und daher die Mundart seiner Pfarrkinder nicht beherrscht. Im Religionsunterricht der Schule wird schriftdeutsch gesprochen, und die akademisch gebildeten Pfarrer, denen man eine sicherere Beherrschung der Schriftsprache zutrauen dürfte, als etwa den Primarlehrern, würden der Schule einen großen Dienst leisten, wenn sie in ihrem Unterweisungsunterricht eine einfache, klare Schriftsprache gebrauchten. Der Inhalt des Religionsunterrichts würde wahrlich darunter nicht leiden. Die Schulreligionsbücher,

Der Katechismus und die Bibel sind ja auch schriftdeutsch gedruckt.

Hochachtungsvoll grüßend

Dr. R. Fischer.

Antwort auf unsere offene Frage.

(in Nr. 1/2 I. 3.)

(Zur Bequemlichkeit der Leser setzen wir jeweilen unsere Frage in Kleindruck voraus.)

Sehr geehrte Herren!

Auf Ihre offene Frage in den „Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins“ diene Ihnen folgendes:

1. Wissen Sie, daß das, was Sie in Pratteln Perron nennen möchten, im Welschland und in Frankreich gar nicht Perron genannt wird, sondern quai?

Ich weiß, daß der französische Ausdruck für „Bahnsteig“ „Quai“ heißt und nicht „Perron“, und daß die in französischem Sprachgebiet gelegenen Bundesbahnstationen entsprechend „beschriftet“ sind. In der deutschsprachigen Schweiz sagt das Volk aber landläufig weder Quai noch Bahnsteig, sondern Perron.

2. Wissen Sie, daß unsere Welschen sich teils beschweren, teils belustigen über unser Wort Perron?

(Der in unserer Frage ange deutete Artikel im „Genfer Journal“ ist vom 18. Okt. 1929 und ist unterzeichnet R. P.)

Das „sich lustig machen“ einzelner Westschweizer über das sprachlich ungenaue Wort „Perron“ hat nichts Verlegendes an sich. Glauben Sie, daß die Westschweizer an „Bahnsteigen“ mehr Freude haben? Kennen Sie ihre Bemerkungen über den „Befehlstab“, den man aus diesen Gründen „Signalstab“ benamen wollte?

3. Wie wünschen Sie, daß das Wort Perron in Pratteln ausgesprochen werde?

Wie man in Pratteln „Perron“ ausspricht, ist doch gleichgültig! Ihre zarte Rücksichtnahme auf die Unausprechlichkeit der Nasallaute bei angeblich der Hälfte der Deutschschweizer würde in den letzten Konsequenzen dazu führen, daß dieselben überhaupt nicht mehr Französisch lernen sollten! Ist Ihnen hieran so viel gelegen?

4. Haben Sie für Ihre Abneigung gegen „Bahnsteig“ noch einen andern Grund als Deutschenhaß?

Ich hege keinen Deutschenhaß und habe nie ein Hehl daraus gemacht, daß meine Familie ursprünglich aus Württemberg stammt. Halten Sie Jeden, der sich mit Ihnen nicht identifiziert, für einen Deutschenhasser?

5. Halten Sie Deutschenhaß für einen Beweis schweizerischer Vaterlandsliebe?

Nein, sowenig als Ihre Anymosität gegen Alles, was nicht sprachliche Reinstkultur ist.

Ich empfehle mich Ihnen und danke Ihnen für die Bereitwilligkeit, meine Antwort in der nächsten Nummer der „Mitteilungen“ zu veröffentlichen.

Mit vollkommener Hochachtung

Bern, 5. März 1930.

W. Müller.

Dieser „Antwort“ wäre wenig beizufügen; ihre Oberflächlichkeit ist durchsichtig genug, und die Gegenhiebe gehen in die Luft. Da aber unser „Perronist“ in den „Luzerner Neuesten Nachrichten“ unter dem Titel „Eine Replik“ noch etwas ausführlicher geantwortet hat, muß er uns eine „Duplik“ erlauben.

Zu Frage 1 erklärt er dort, die Solothurner (daß er Solothurner ist, hätten wir offenbar wissen sollen!) „pfl-

gen als deutschsprechende Welsche — das kommt von der Ambassadoren- oder Gesandtenzeit her — sehr wohl zu wissen, daß der Ausdruck Perron ungenau ist, und daß es richtigerweise Quai heißen müßte“, aber in der deutschen Schweiz sage man halt landläufig, „ländlich-sittlich“ Perron. Ebenso landläufig, „ländlich-sittlich“ wurde in der deutschen Schweiz bisher massenhaft billiger Schnaps getrunken — — — sollte das immer so bleiben? Was für eine Philisterlogik! Was am Perron übrigens sittlich sein soll, bleibt völlig dunkel. Recht merkwürdig klingt die Kunde, die Solothurner seien von der Ambassadorenzeit her „deutschsprechende Welsche“! Die Solothurner, die 1481 in den Bund der Eidgenossen traten, waren ganz und gar keine Welschen; später mag die Tätigkeit der Ambassadoren und ihres Stabes in Solothurn ja allerlei Spuren hinterlassen haben, aber daß die heutigen Solothurner deswegen deutschsprechende Welsche seien, wäre eine Beleidigung, wenn es nicht zu einfältig wäre. Zur Ambassadorenzeit hat es übrigens noch keine Perrons im heutigen Sinne gegeben. Und doch werden in der Tat gerade die Solothurner wissen, daß ihr Perron französisch Quai heißt; denn auf ihrem Bahnhof steht ein Wegweiser: „Zugang zu den Perrons“; für solche, die nicht deutsch können, steht es darunter auf französisch: „Accès aux quais“!

Zu 2: Beim Spott der Welschen kommt es eben darauf an, ob sie mit Recht spotten oder nicht. Ueber „Perron“ spotten sie mit Recht, weil wir da in ihre Sprache hineinsfuschen und das noch vielfach mit unserer Liebe zu ihnen rechtfertigen; über „Bahnsteig“ würden sie mit Unrecht spotten, weil sie das gar nichts angeht.

Zu 3: Es ist diesem wackern Demokraten also gleichgültig, ob man in Pratteln schon an der Aussprache dieses einzigen Wortes den weniger Geschulten und schon deshalb Benachteiligten von andern, besser Geschulten unterscheiden könne oder nicht, und wie sich der so Benachteiligte aus der Verlegenheit helfe. Oberflächliche Demokratie! Oberflächlich ist auch seine Folgerung; denn es ist doch etwas ganz anderes, ob man in einem planmäßigen Unterricht die Jugend zur Erlernung einer fremden Sprache anleite, oder ob man dem Volk ein überflüssiges fremdes Wortbild aufzwänge und es dem Zufall überlasse, wie es mit der Aussprache fertig wird. — In den „Luz. N. N.“ behauptet er, wir hätten gesagt, Perron sei für einen „nasallautenden“ Deutschschweizer unaussprechlich. Seine Anführungszeichen könnten den Anschein erwecken, das uns völlig unverständliche Wort vom „nasallautenden“ Deutschschweizer sei von uns geprägt worden. Was soll man davon halten?

Zu 4: Also nicht Deutschenhaß ist der Grund, aber was dann? Einfach daß Perron nun einmal „ländlich-sittlich“ ist? In den „Luz. N. N.“ sagt er, seine Abneigung sei „gefühlsmäßig“. „Gefühl ist alles“; hier ist es ein Mißbrauch für philisterhaftes Vorurteil. Es beweist ein lächerliches Selbstgefühl, wenn man seine „Gefühle“ ohne weitere Prüfung für unfehlbar hält und andere Leute anrempeln zu dürfen glaubt, weil sie andere „Gefühle“ haben. — Vom Begriff der „Identifizierung“ scheint der Herr auch ziemlich verschwommene Vorstellungen zu besitzen.

Zu 5: Gut so! Nur den persönlichen Ausfall hätte er besser weggelassen; denn was „Anymosität“ ist, weiß außer ihm niemand. Vermutlich meint er damit „Anymosität“; so haben im alten Solothurn die Ambassadoren geschrieben und so schreiben im neuen Solothurn die Gymnasiasten; auch die dortigen Sekundarschüler schreiben